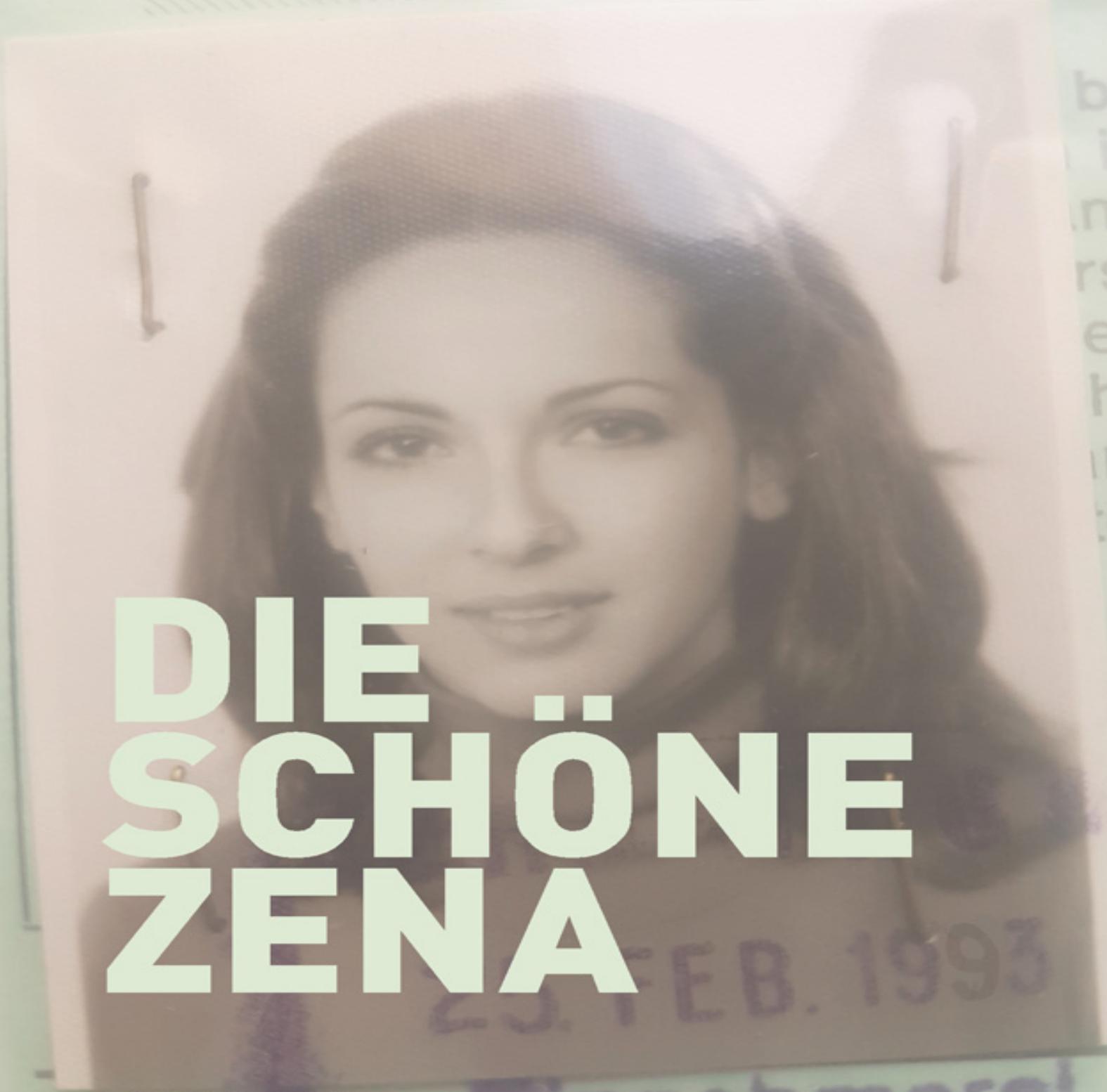


NORBERT HEINRICH HOLL



**DIE ..
SCHÖNE
ZENÄ**

ROMAN

Inhaltsverzeichnis

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

Kapitel XVII

Kapitel XVIII

Kapitel XIX

Kapitel XX

Kapitel XXI

Kapitel XXII

Kapitel XXIII

Kapitel XXIV

Kapitel XXV

|

Man fragt sich manchmal, wie es so weit kommen kann. Oft beginnt eine Erzählung mit einer Frau, mag sie schön sein oder unansehnlich, anmutig oder unbeholfen, oder sie ist beides gleichzeitig, jung und hübsch, und doch ist sie inzwischen alt und grau und grimmig geworden, als hätten sich in ihrem Wesen zwei unterschiedliche Meeresströmungen miteinander vermischt. Das Entscheidende ist: Nicht die Frau erzählt eine Geschichte, sondern sie vertraut sich dem Erzähler an und lässt sich erzählen. Oft ist sie zunächst nicht zu erkennen, nicht einmal für den Erzähler, und doch ist sie bereits da. Man muss sie nur sorgfältig suchen, dann wird man sie auch finden, in einer Art Gedankenübertragung vom Erzähler auf die Frau. Schließlich steht sie vollendet da, obwohl sie am Anfang ihrer Geschichte nicht weiß, was am Ende aus ihr wird. Ebenso gut mag es sein, dass sie es von Anfang an gewusst hat, und nur der Erzähler nicht.

Nehmen wir Lothar. Scheinbar hat er alle Zeit der Welt. Er wohnt oben in der Vulkaneifel. Das kleine Dorf heißt Waldmären und liegt per Luftlinie zwanzig Kilometer von der großen Stadt Gerolstein entfernt. Grob geschätzt zählt der Ort zweitausend Einwohner. Dr. Lothar Landbauer, so lautet sein vollständiger Name, ist zweiundfünfzig Jahre, eine schlanke Erscheinung mit flinken, lebhaften, dunklen Augen und einem schmalen Gesicht, das ihm etwas Wehrloses gibt, und ist in den Ruhestand versetzt, zunächst für drei Jahre. An diesem frühen Augustmorgen wirkt er unschlüssig. Es fällt ihm schwer, sich die Zeit einzuteilen, die ihm im

Überfluss zur Verfügung steht. Er kann sich nicht entscheiden, ob er mit dem Besteigen des Tagesbergs sofort loslegt oder es eine Weile hinausschiebt, um eine Stunde, vielleicht auch zwei. Niemand drängt ihn. Da er nicht unter Zwang steht und frei wählen kann, eine Aufgabe anzupacken oder sie ruhen zu lassen, spielt er die Möglichkeiten durch, die sich ihm bieten, und gibt sich, während er die Treppe in die Küche hinuntersteigt, der Verlockung des *Jetzt nicht unbedingt. Warum nicht erst später?* hin. Gerade ist er aufgestanden, hat geduscht, sich leichte Kleidung übergestreift und bereitet das Frühstück. Noch ahnt er nichts. Er spürt nur, dass von draußen Sommerwärme in seine Poren dringt. Es wird ein verflucht heißer Tag werden.

Als er an diesem Morgen, wie jeden Tag, mit dem Glockenschlag der katholischen Pfarrkirche oben auf dem Hügel, deren Klang die halb acht anzeigt, mit eingeübter Bewegung des rechten Zeigefingers den Rechner einschaltet, seinen Bordcomputer, wie die Putzfrau scherzhaft das betagte Monstrum nennt, und gleichzeitig mit der linken Hand den gebauchten Blechkessel vom Elektroherd nimmt, weil aus dem altmodischen Schwanenhals der Wasserdampf drängt und in Pfeiftönen entweicht, ahnt er nicht, dass ihn eine Überraschung erwartet, eine Schrecksekunde, ein nicht alltägliches Erstaunen, zunächst ein beklemmender, dann ein glücklicher Schock. Er wird Lothar so stark treffen, dass dieser fürchtet, der Kopf platze ihm weg. Während er den Herd ausschaltet, weiß er noch nicht, dass die Erinnerung wie ein Pfeil von weitem heranschwirrt, eine ferne Freude, ein ferner Schmerz, ein altes Schuldbewusstsein, das seine vermeintlich schuldlose Seele schrammt und ritzt und zerbohrt. Denn zunächst wendet er den Blick vom flimmernden Bildschirm ab, schaufelt die Nachricht nicht in

sein Bewusstsein, sichtet nicht die paar Emails, die über Nacht eingegangen sind, sondern hält stattdessen den Melittafilter über die Tasse und lässt kolumbianisches Kaffeepulver darin verrieseln wie duftende Ascheflocken. Zum Schluss gießt er aus der Kanne vorsichtig siedendes Wasser darüber. Nicht ganz orthodox die Methode, doch erfolgreich ausprobiert.

Glücklich überstanden, sagt er sich und atmet auf. Seine Rückenmuskeln sind steif vom unbequemen Liegen, und wenn er etwas glücklich überstanden hat, meint er nicht sein bohrendes Kopfweg, auch nicht die Rückenschmerzen, die einen weniger disziplinierten Menschen in den Wahnsinn treiben würden, sondern die endlosen Nachtstunden, die er sich im Bett gewälzt und immer wieder auf die Uhr geschaut hat und an der aufreizenden Langsamkeit der Zeigerdrehung fast verzweifelt ist. Ab zwei Uhr nachts hat er nur noch eines dringend gewünscht, sich einfach fallen zu lassen, irgendwohin, in tiefe Bewusstlosigkeit, in Leere, in einen Abgrund. Sein Bewusstsein, seine ganze Persönlichkeit hat er ausknipsen, hat erlöschen wollen, seinetwegen für immer, oder doch wenigstens für einige Stunden, wenn er nur endlich Ruhe findet. Wieder hat er überlegt, es einmal auszuprobieren, was die Apotheken-Rundschau ihren Kunden empfiehlt: in eine Schlafklinik zu gehen und sich von einem dieser Scharlatane, einem sogenannten staatlich diplomierten Somnalhypnotiseur ins künstliche Koma versetzen zu lassen oder irgend etwas anderes zu unternehmen, ein paar K.o.-Tropfen ins Wasserglas zu kippen, oder ein harmloses Ausschaltpulverchen zu schnüffeln, um sich vom Alptraum der Schlaflosigkeit zu befreien, mag dabei auch die ganze heile Welt von Waldmären wie Flugasche im Wind zerflattern. Aber nein, es hat nicht geklappt. Einen Ausweg aus der nächtlichen Misere hat er nicht gefunden.

Er fühlt sich zerschlagen, möchte am liebsten gleich zurück ins Bett und es noch einmal mit dem Einschlafen versuchen. Doch der Tagesberg hält ihn wach. Und eine tief in ihm vibrierende Unruhe. Und der kolumbianische Kaffee, dessen Aroma in feinen Schwaden seine Nase durchduftet. Noch immer weht unbeachtetes Schneetreiben über den Bildschirm. Lothar sitzt am Frühstückstisch, die Ellbogen aufgestützt, hält die Kaffeetasse mit beiden Händen an die Lippen, liest die Zeitung, die *Trierer Volksstimme*. Die Botin hat das Morgenblatt um sieben zusammengeknüllt in den Briefkasten gestopft. Sein Blick ist auf die gestrige Vergangenheit gerichtet, auf die lokalen Ereignisse und die ganz großen in ferner Welt. Er überfliegt die Fußballliga, die Weinpreise bei der Versteigerung in Cochem, seine Aufmerksamkeit ist noch immer nicht der Zukunft gewidmet, nicht dem flimmernden Bildschirm. Das Internet ist ihm gleichgültig. Es ist zwar unentbehrlich für seine Arbeit, doch eigentlich verachtet er es, und an manchen Tagen, wenn er schlecht geschlafen hat und der Kopfschmerz sich durch sein Hirn bohrt, hasst er alle Elektronik wie einen unerbetenen Eindringling in sein Privatleben. Im Zeitalter von Papier und TintenkuLi ist Lothar natürlich nicht mehr aufgewachsen. Seine Mutter hat als Verkäuferin in einem Schreibwarengeschäft am Kölner Barbarossaplatz angefangen und noch mit der klappernden Schreibmaschine behände umzugehen gewusst und den Geruch von Farbband geatmet. Vielleicht hat sie ihren Abscheu vor altmodischem BürokrAm auf ihren Sohn Lothar vererbt. Doch der weiß, dass der technische Fortschritt unaufhaltsam ist. Man braucht nur die *Volksstimme* aufzuschlagen. Da steht es schwarz auf weiß. Lothar spürt, dass der Fortschritt ein nimmer satttes Untier ist und alles Liebgewonnene von früher auffrisst. Daher frühstückt er in Ruhe, schaut oft zum Fenster hinaus in den grünen Morgen und lässt sich vom aufdringlichen Flackern elektronischer Buchstaben auf dem Bildschirm nicht den Atem benehmen.

Wie gesagt: In der *Volksstimme* steht alles schwarz auf weiß. Zum Kaffee liest Lothar gemächlich von der Nichtigkeit menschlichen Strebens. Egal wie man sich abrackert Tag für Tag und sich vor Eifer und Ehrgeiz zerreißt, um andere Menschen zu beherrschen, am Ende bleibt nur Staub von einem übrig, eine Nebelspur, die der nächste Windhauch verweht. Es mag stimmen oder auch nicht. Niemand kann seine Zukunft im voraus berechnen, selbst mit dem leistungsfähigsten Computer der Welt nicht, der wahrscheinlich am *MIT* im amerikanischen Cambridge steht. Einen tiefen Schluck aus der Kaffeetasse und einen Bissen Schwarzbrot mit Butteraufstrich und Sauerkirschmarmelade, und der Gedanke ist sehr aktuell, er ist von lebensgefährlicher Präsenz. Denn erst gestern wäre alles mit ihm vorbei gewesen, hätte er nicht in letzter Sekunde das Donnern gehört und wäre instinktiv in den Straßengraben gestrauchelt. Nach seinem Unfall vor drei Jahren, ein zerschmettertes Knie und zwei Rippen angeknackst, wäre gestern um ein Haar die dunkle Finalität über ihn hereingebrochen.

Die Bilder wechseln ihr buntes Gestöber, wie in einem Kaleidoskop, und alles geht so rasch, dass die Augen kaum nachkommen. Ihm durchwirbelt den Kopf ein Gespinst aus Fragen, Zweifeln, Erwartungen. Erinnerungsfühler übertasten sein Ich. Gestern auf dem Jahrmarkt oben im Dorf hat er davor gestanden und es beinahe gekauft. Nur so aus Nostalgie. Ein altmodisches Spielzeug. ›Dass man es überhaupt noch findet!‹ hat er sich gewundert. Eine Trommel gefüllt mit kindlichen Zauberzeichen und ständig wechselnden Schlingpflanzen. Die Zahl muss unbegrenzt sein. Nie kehrt ein Bild zurück, das man schon kennt. Da hat es gestern vor ihm gelegen, von einer misstrauischen Alten bewacht, auf einer rohhölzernen Stalltür, mit untergeschobenen Schemeln zum Verkaufstisch umfunktioniert.

»Ein Kinderspielzeug, nix für so'n Ollen«, haben die verschwommenen, wässrigen, alkoholtrüben Augäpfel der Bäuerin ihm zugeflüstert und ihr Borstenhaar hat sich wie die Stacheln eines Igels gesträubt. Einen Flaum von Milch hat sie auf der Oberlippe gehabt. Oder ist es Bierschaum gewesen so früh am Sonntagmorgen?

Lothar hat überlegt, hat die Achseln gezuckt und ist unbedenklich davon geschlendert. Im selben Moment hat sich eine gipsweiße Wolke über den Platz geschoben, und er hat tief eingeatmet. Die Luft hat himmlisch geschmeckt, und als er wieder ausatmet, sind schon zehn Sekunden vergangen. Oder zehn Jahre. Eigentlich hat er es nicht mitgezählt.

Denn er ist weitergewandert, die Landstraße nach Daun, hat an die igelborstige Frau gedacht, bleibt vor einer Birke stehen, legt die Fingerspitzen aneinander. Wie ein Priester sieht er aus, als wolle er ein Bittgebet zum Himmel senden, dass er erhalten bleibt in diesem Leben, an diesem sonnigen Tag. Dann ein riesiger Traktor, zwei Meter hohe Hartgummireifen mit querlaufendem Wulstprofil, schwingt hinter sich einen Anhänger voll Mist und kracht beinahe mit ihm zusammen. Im letzten Moment lässt er sich in den Straßengraben fallen. Soll er dem Bauern Borges, der breit lachend am Steuer sitzt und ironisch den Hut zum späten Gruß lüftet, mit Fäusten oder Strafanzeige drohen? An diesem Sommermorgen und in Gottes himmlischer, blauseidener Welt? Er hat sich die Beinkleider abgeklopft von Trockengras und Schafgarbe. Die schlenkernden Güllespritzer haben ihn glücklicherweise verfehlt. Nur ein paar ausgerupfte Halme, gelb wie Löwenhaar, haben sich in seinem Hosensaum verfangen.

Lothars Hand ist unversehrt geblieben. Er blickt auf sie hinunter. Tief ins Fleisch der Finger gewachsene Ringe trägt er nicht. Lebenslang ist er unverheiratet geblieben, hat beim

Sommerschlussverkauf keine abbekommen, wie Jens Hanson, sein Jugendfreund und gut verdienender Kinderarzt, witzelt, heute in Ehren ergrauender Ehemann, die sich neben der hübschen Julia, ehemals Sprechstundenhelferin und seit zehn Jahren seine Frau, verschiedene Geliebte hält, die er, je nach ihren Launen, als folgsame Gepardin oder bisswütige Löwin bezeichnet.

»So, wie du mit Julia und den Kindern abends zu Tisch sitzt, ganz der treue Familienvater, gäbst du mit deinem Talent für Verstellung und Heuchelei bei der Trierer *Thalia-Bühne* einen großartigen Halswurst ab«, hat Lothar zurückgepfäumt. »Du belügst sie nach Strich und Faden.«

»Sag nichts gegen das Lügen. Es reinigt die Kehle. Ein richtiger Rachenputzer«, hat Jens gegrinst, und fertig war die Laube.

Doch jetzt wirft er einen Blick auf den Bildschirm. Das Flimmern nagt an seinem Bewusstsein. Er liest den Namen, von sehr fern steigt er im Gedächtnis auf, er liest ihn erneut, ungläubig, überrascht, nein, eher verblüfft, weil sie den ersten Schritt tut, der immer der unangenehmste und schwierigste ist, liest ihre Email zum dritten Mal, schlägt die Beine überkreuz, überschlägt dann die endlose Zahl der Jahre. Fünfundzwanzig müssen es sein. Damals ist die Trennung besiegelt worden, wenigstens auf seiner Seite. In der Vergangenheit gibt es keinen Platz für böse Überraschungen. Doch jetzt, da er sich vornimmt, den ganzen Ereignisbaum hinaufzuklettern und allen Verästelungen zu folgen, kehrt das Schuldbewusstsein zurück. Dort hinauf wird er steigen müssen, von damals bis heute, ohne zu wissen, ob es ihm gelingt, bis zur Kassiererin in der Buchhandlung *Alabaster* vorzudringen, bis zu der schönen Zena.

Zur gleichen Zeit summt es ihm hinter der Stirn. Mit seinem Vornamen Lothar, durch deutsche Kaiser und Könige geadelt, ist er einverstanden und freut sich, wenn er ihn von Dritten ausgesprochen hört. Doch ist er vorübergehend in den Ruhestand versetzt worden. Eine üble Geschichte fällt ihm wieder ein, während er die Email zum vierten Mal in Angriff nimmt, um sie zu verdauen. Jetzt schwimmt er schon mit Leichtigkeit über die Fünfzig-Jahres-Marke hinweg, hat sich aber ausgerechnet gestern, als er nach dem Beinahunfall mit den Händen in die vom Birkenzweig hängenden Blätter gegriffen und ein paar abgerupft hat, an den *bukolischen Liebesgesängen des Catull* aufgewärmt und für den unachtsamen Bauern Borges milde Nachsicht geübt.

Denn selbst sagenhafte Dichter sind gegen Fehlleistung nicht gefeit und haben sich mitunter durch holpriges Versmaß ins Gerede gebracht. Wieder und wieder hat Dr. Landbauer im Zorn auf die Birkenzweige eingeweitscht, als müsse auch er seinen Hofpoeten gegen Plagiatoren schützen. Birke hat, das weiß er, seit er auf dem Land lebt, niedrige Holzqualität, ist zu biegsam, für die Schreinerarbeit wertlos und hat wenig Kalorien beim Verfeuern im Ofen.

Landbauer wird nachgesagt, er sei ein eingefleischter Junggeselle. Er selbst sieht das anders. Er ist nicht, wie Jens höhnt, beim *Schlussverkauf heiratsfähiger Frauen* zu spät gekommen, sondern rühmt sich, allem Ansinnen und Anmaßen zu trotzen. Im Umgang mit Damen hat er Schläue misstraut und sich gehütet, von einer der vielen Venusfallen verschlungen zu werden. Auch er hat sich in jungen Jahren ins Haifischbecken der Begierden gestürzt, aber nur, wenn der Ausstieg ins Freie gesichert ist. Im Umkreis des *Schiller-Gymnasiums*, wo er Anstellung gefunden hat, wahrt er Abstinenz und gibt sich weder Lastern noch Ausschweifungen hin. Doch im Nachbarort Manderscheid, bei allen Wanderern des Eifelvereins beliebt, hat er vor

Jahren mit einer Kollegin angebandelt, Kunstlehrerin am *Ernst-Moritz-Arndt*, eine Frau von makellosem Ruf, einmal geschieden wegen seelischer Grausamkeit, nicht der des Ehemannes, sondern ihrer eigenen, weil sie das Leben durch die Brille der Künstlerin sieht und Unordnung, bis zum Chaos gesteigert, im Haushalt als ästhetische Bereicherung achtet. Nach einem Jahr ist die lockere Verbindung wieder zerrissen, und anschließend hat Lothar im *Café Melchers* in Daun die hübsche Kellnerin Alice Weißdorn kennen gelernt, die ihn jedes Mal bedient, wenn er an ihrem Tisch einen Schorle trinkt. Die Bedienung hat sich nach einigen Wochen in einer gediegenen Familienpension in Bernkastel fortgesetzt und sich prächtig entwickelt, wie Lothar glaubt, zu beiderseitiger Zufriedenheit, bis Alice ihm mitteilte, für ewig will sie sich nicht mitschleifen lassen und zieht daher nach Augsburg um, wo der Konditormeister Fritz Goeminne (ein Name aus der *Vendée*, flicht sie ein), ihr Verlobter, auf sie wartet, und weil sie beide da unten eine Bäckerei mit Mitnehmgebäck und Kaffee am Stehpult eröffnen wollen.

Seitdem hat Lothar die jährliche Bildungsreise der Abiturienten genutzt. Meistens führt sie der Bus nach Rom, und man übernachtet auf halber Strecke in einem bescheidenen *Albergo* vor Padua. Wenn das Ziel erreicht ist, weit weg von Gerolstein, hat der begleitende Lehrer sich zwei oder drei Mal vorsichtig aus dem Besichtigungsprogramm ausgeklinkt und Bordellmüttern anvertraut, die ihn mit trasteverinischen Freudenmädchen versorgt haben. Neuerdings, stellt er fest, haben sich auch äthiopische Frauen mit schmalen Gesichtern zu diesen Berufssünderinnen gesellt. Obwohl die Prostitution in katholischen Italien verboten ist, blüht sie im Stillen, verrät ihm die *Donna* und zeigt beim Lachen ihre vom Zigarrenrauchen verfärbten Zähne. Ein Gerücht in Schülerkreisen besagt, der Lehrer sei bei seinem ersten

Ausrutscher sogar mit zwei Weibern gleichzeitig unterwegs gewesen. Nur aus Angst vor Ansteckung hätte er sich auf den folgenden Romfahrten wieder auf seine Sittsamkeit besonnen. Den Latinisten Landbauer allerdings hat mehr noch als die gegerbten Ledergesichter der Frauen, die ihn mit vulgärer Anzüglichkeit anzulocken versuchen, und das boshafte Funkeln ihrer Pferde Zähne, mehr noch als ihre trostlosen Augen und zernarbten Seelen hat ihn der Ursprung des Wortes *Bordello* beschäftigt. Niemand scheint zu wissen, ob der Ausdruck aus Frankreich stammt oder vulgärlateinisches Erbgut ist.

Damals in München allerdings hat ihn zeitweilig der *Giftpfeil des Liebesgottes* geritzt, wie Catull es in den *Carmina* an mehreren Stellen formuliert hat. Um ein Haar ist er vor der Zweiundzwanzigjährigen auf die Knie gesunken. Ihr hat er sich nicht zu entziehen vermocht, wenigstens zeitweilig nicht, bis ihm ein schreckliches Unglück dazwischen gekommen ist, und er sich von einem Moment zum anderen für alle Zeit als Ausgestoßener gefühlt hat. Im spätsommerlichen München ist es passiert, wo er als Studienassessor und Lehramtsanwärter seine Probezeit am *König-Otto-Realgymnasium* verbracht hat. Doch daran will er nicht erinnert werden. Stattdessen hat er während jeder Busfahrt die Liebesgedichte des Catull seiner zwölköpfigen Abiturklasse vorgesungen, die seine leidenschaftlichen Verse im Hintergrund des Busses mit höhnischem Lippenfletschen begleitet und gelangweilt die römische Landschaft betrachtet haben, die Ruinen antiker Aquädukte und mittelalterlicher Burgen. Diese unreifen Pennäler, die vom Leben noch keine Ahnung haben, hat er die tausend Küsse kosten lassen, die Catull seiner *Lesbia* schenkt. Er hätte am liebsten, dass sie die *Carmina* mitsängen: *Da mi basia mille, deinde centum ...* Leporellos Registerarie *Madamina, il catalogo* fällt dem damals noch achtundvierzigjähriger Lateinlehrer ein. Catull hat sie zweitausend Jahre vorweggenommen. Alles noch einmal

beginnen können, hat er gedacht. Noch einmal aus dem Vergessenen geboren sein!

Er hat lange gebraucht, um zum vierten oder fünften Mal Zenas Email zu inhalieren, von der er bisher nur die erste Zeile zu lesen gewagt hat. Ruhelose Minuten starrt er ins Leere, dann auf die flackernde Schrift. und macht sich auf Vorwürfe gefasst, auf Beschuldigungen, Anklagen, auf Spitzzüngigkeit und Ironie, eine Spur Dickköpfigkeit. Er wird das Vokabular ihrer Empörung und Verachtung zu lesen bekommen. Sie wird sich von ihm abgrenzen durch Überheblichkeit, wird ihm unangenehme Fragen stellen. Er wird erklären müssen, wo es nichts mehr zu erklären oder zu rechtfertigen gibt, was unter Zeithalden verschüttet ist, kaum noch erinnerlich, und doch noch in der Magengrube schmerzt. Er wird den Geschlagenen, den von Vorwürfen Erdrückten spielen und sich ducken müssen, klein begeben. Einiges wird er hinnehmen, doch er wird auch protestieren und das meiste an sich abprallen lassen. Seine Igelhaare sträuben sich im Voraus ihrer Beschuldigungen. Aber dann glätten sie sich, als er Unerwartetes zu lesen bekommt:

Du wirst dich vielleicht nicht mehr an mich erinnern, lieber Lothar, so beginnt die Email, die sich vom flimmernden Bildschirm in seine Augen, seinen Kopf, sein Gedächtnis und schließlich in sein Herz bohrt. Es ist zwanzig Jahre her, oder mehr noch. Es fällt mir allmählich schwer zu zählen und Zeit abzuarbeiten. Aber ungefähr muss es stimmen. Den Jahren ist gleichgültig, ob wir Menschen sie nutzen oder aus dem Vollen zu schöpfen meinen, wenn wir sie nicht mit nützlichen Dingen ausfüllen und sie sorglos verstreichen lassen, oder ob wir sie ängstlich abzählen, an jedem Geburtstag reißt ein weiteres Glied in der Kette, und ich glaube, Frauen fangen schon früher mit dem Zählen an als Männer. Aber du bist im Sommer zur Welt gekommen, daran erinnere ich mich, ein glückliches Sonnengeschöpf. Falls der

Geburtstag jetzt in deiner Nähe liegt, wünsche ich alles Gute.«

Komplizierte Zusammenhänge, denkt Lothar und gießt den frisch aufgebrühten Kaffee in die dickwandige Tasse. Zena hat ein gutes Gedächtnis. Er ist tatsächlich Mitte Juli im Zeichen des Krebses auf die Welt gekommen. Der Tassenrand ist noch zu heiß für die Lippe. Er setzt das Gefäß ab und blickt zurück auf den Bildschirm.

Damit du dich an mich erinnerst ... Denn ich vermute, du hast seitdem viele Frauen aufgegabelt und findest dich im Labyrinth deiner Eroberungen kaum zurecht. Erinnerungen kommen und gehen wie Ebbe und Flut. Die Nebelschwaden gehen ineinander über. Die spätere Nebelwand vertreibt die frühere. Damit du dem Vergessen für zwei Minuten Einhalt gebietest, schicke ich dir als kleines Memo in Schwarzweiß, ein Passfoto von damals, als du oft in unser Alabaster-Haus gekommen bist, um die Zeitung zu kaufen. Hoffentlich hilft es dir, mein Bild wiederzubeleben. Ich glaube sogar, du warst dabei, als es im Atelier von Herrn Cognato aufgenommen wurde. Vielleicht erinnerst du dich - eine unserer wenigen Gemeinsamkeiten. Ein alter Italiener mit Ringen unter den Augen. Er hat an chronischer Schlaflosigkeit gelitten und ständig gegähnt. Wenn ich in sein verstaubtes Atelier gekommen bin, ist er wieder quicklebendig geworden und ständig um mich rum scharwenzelt. Man musste ihn allerdings mit Samthandschuhen anfassen. Wenn ich ihn nicht bei jedem Besuch mit einem Wangenkuss begrüßt und ihm beste Wünsche von Papa ausgerichtet habe, ist er ausgerastet und hat fast einen Tobsuchtsanfall bekommen. Meistens ist er auch unrasiert gewesen, fällt mir ein. Wenn ich ihn auf die Wange geküsst habe, ist mir jedes Mal sein stoppliger Drei-Tage-Bart, wie man das heute nennt, zwischen die Lippen geraten.

Cognato ... Cognato ... beginnt es in seinem Kopf zu summen. Er hat einen Säuregeschmack im Mund, als sei der kolumbianische Kaffee zu bitter gewesen. Oder hat er die zwei Löffel Zucker hineinzutun vergessen? Wieder starrt er zerstreut ins Leere, um sich auf den italienischen Namen zu besinnen. Oder auf das Fotoatelier. Oder auf den tänzelnden alten Mann. Oder Tobsuchtsanfälle. Alles ist in Nebel gehüllt. Und schlaflos soll der Alte gewesen sein. Nein, damals mit siebenundzwanzig hat Lothar noch prächtig geschlafen. Doch auch damit gelingt ihm nicht, das Bild des Herrn Cognato zu rekonstruieren. Stattdessen saugt sich sein Blick an Zenas Passfoto fest. Ein Gesicht wie aus hellem Porzellan, und die großen, erstaunten, oft spöttischen Augen. Sofort erkennt er sie wieder und betrachtet sie eine halbe Ewigkeit. Dann reißt er sich los und liest weiter.

Es gäbe also viel zu sagen nach langen Jahren, die wir uns nicht gesehen haben. Doch mein Brief soll nicht nach Lebensbeichte klingen, schon gar nicht nach Endgültigkeit. Noch sind wir beide jung, vielleicht nicht in den Augen der wirklich Jungen, der Heuschrecken, die um uns herum hüpfen, aber noch haben wir Kraft, Entschlusskraft, Hoffnung, schmieden unentwegt Pläne für die nächste Stunde und den nächsten Tag. - Hast du mir damals aus dem Fundus deines Wissens nicht von einem griechischen Zitat erzählt, wo der tote Perikles jemandem verrät, er sei lieber Schweinehirt auf Euböa als Fürst in der Unterwelt? Möchtest nicht auch du auf Euböa leben? Ich jedenfalls habe die Jahre mit Entscheidungen gefüllt oder mit Erlebnissen, die mir zugefallen sind. Ich wohne noch immer in München, und wie die meisten Frauen habe ich geheiratet oder vielleicht habe ich es nur gewollt und bin unverheiratet geblieben, oder ich habe meinen netten Mann ohne mein Zutun verloren. Und vor einigen Jahren ist mein Mann gestorben ...

Zena grüßt dich, lieber Freund.

Nein, mit Perikles liegst du komplett falsch. Das ist sein erster Gedanke. Den Besserwisser kann er trotz aller Überraschung und Freude nicht abstreifen. Die richtige Fundstelle fällt ihm auf Anhieb allerdings nicht ein. Versteinert sitzt er da, denkt nur an ihren Irrtum, und dass er ihn unbedingt berichtigen muss. *Deind' mille altera, dein secunda centum ...* Wieder summt es in seinem Kopf, und ihm fallen die Mädchen auf dem Schulhof ein, die im Davonrennen (die Schulglocke hat geläutet und das Ende der Pause angezeigt) die Zigarettenkippen achtlos mit den Absätzen zertreten Alles wirbelt Lothar durch seinen Kopf. Versteinert sitzt er da, muss die Worte und Sätze und die gelöste Stimmung, die Freundschaft, die Berufung alter Vergangenheit erst einmal verdauen. Durchs Fenster beobachtet er zwei fröhlich winkende Radfahrer. Vielleicht britische Touristen. Auf ihrem wimpelgeschmückten Tandem sausen sie vorbei und nehmen mit Schwung den Anstieg zum Hügel. *Hi, there, we're happy Brexiters*, so wenigstens glaubt er den triumphierenden Ruf des jungen Mann zu verstehen. Er schreit gegen den Fahrtwind.

Vögel flattern am Himmel, schnäbelnde, küssende Spechte oder Schwalben oder Blaumeisen durchpflügen die weiße Wolke, die nur Lohar am arkanischen Himmel sieht. Seit einem Jahr sitzt er an einer neuen Übersetzung der *Carmina*, die Catulls Bild in der römischen Poesie radikal verändern wird. Er behauptet, dass der Dichter keusch und züchtig sein muss, nicht aber seine Gedichte, die er ironisch *Masturbationsanleitungen für ältere Herren* nennt. *Qui tum denique habent salem ac leporem, si ... quod pruriat incitare possunt, non dico pueris, sed his pilosis, qui duros nequeunt movere lumbos.* Wie soll Lothar den Urtext übersetzen, ohne seine Deftigkeit zu verwässern? Catulls Feuer muss weiterlodern, das prasselnde Feuer der Liebe, das vielleicht nur nachempfindet, der mit eigenem Herzen nie geliebt hat.

An der grasfarbenen gestrichenen Haustür hat es soeben zweimal laut geklopft. Rosteisen stößt auf Rosteisen. Mit Fug

und Recht. Er hat sich vom Elektroinstallateur nicht beschwatzen lassen, eine elektrische Klingel anzubringen, banal summend oder schrilltönend, das Trommelfell reizend, und den alten, von Regen und Stürmen polierten Eisenklopfer nicht abgeschraubt. Wegen des Ansinnens hat er den Handwerker mit der Bezahlung einige Tage warten lassen. Das wird ihn hoffentlich lehren, sich einem Kunden nicht mit unerbetenen Vorschlägen aufzudrängen.

Als Lothar öffnet, steht im blendenden Tageslicht linkisch, doch aufgebrezelt in fleischgewordener Arroganz, ein Lümmel vor ihm – schlank, lässig gekleidet, offenes Hemd, denn die Krawatte gilt ihm als Zeichen geistiger Unterwürfigkeit. Das ist der erste Eindruck des Hausherrn, der morgendlich bekleidet und somit ebenfalls ohne Krawatte die Tür aufklinkt und im Schutz der Leinenhose mannhaft die Knie durchdrückt. Er sagt nichts, sieht dem Eindringling nur herausfordernd in die Augen, im stummen Protest, dass die Höflichkeit ihn zwingt, mit dem Angeber ein Wort zu wechseln.

»Egon Schatzschneider«, stellt der Schlacks sich gönnerhaft vor, ein Name, der sich in Lothars Kopf sogleich boshaft verdreht und als *Schmatzscheider* oder *Schwatzleimer* wieder aus dem Kopf herauskommt. Der unerwünschte Besucher fährt die rechte Hand aus, stößt sie dem Hausherrn wie eine Lanze in die Brust und wartet darauf, dass der sie ergreift und schüttelt, wozu der jedoch nicht bereit ist. Des Hausherrn Miene bleibt in undurchdringlicher Feindseligkeit erstarrt. Den Eindringling missbilligend zu betrachten, ist für den noch halb schlaftrunkenen Frühpensionär eine Art Selbstbestrafung.

»Bin der *Cybermind*«, lacht der Mann bereitwillig und tritt einen Schritt näher. »Also der Internet-Lehrer, der unübertroffene IT-Spezi, der den Kids das Handwerkszeug für eine goldene Zukunft in die Hände legt, drüben am

Schiller in Gerolstein, wo Sie ja bis vor zwei Jahren, glaube ich, bis zu dem Unfall, also wir hätten gern ... Bin jetzt zur rechten Hand des Direktors avanciert, ohne am altsprachlichen Gymnasium ein Wort Latein zu können. Wenigstens sobald Wannersmehl den Computer anschmeißt. Dann ruft er mich. Soll mir mal jemand nachmachen.« Der Hausherr rafft bei dem Getöse die Serviette missbilligend um die Hüfte, bittet aber den Kollegen, als der er sich ihm vorzustellen scheint, mit lustlosem Handwedeln ins Haus.

»Und womit darf ich gefällig sein? Und das war nicht einfach ein Unfall, sondern ein Dienstunfall, und beamtenrechtlich liegt ein gewaltiger Unterschied dazwischen.« Es klingt ironisch.

»Ja, 'tschuldigen Sie. Ich weiß Bescheid. Und der Hurenbock, der Ihnen das angetan hat, ist der wenigstens geschnappt worden? Wahrscheinlich makellos wie ein Unschuldslamm, nicht vorbestraft, nicht mal ein lausiger Eintrag in Flensburg, nasse Fahrbahn, schwere Kindheit und so weiter – man kennt das ja.«

Das Telefon klingelt zweimal, doch als Lothar abhebt, ist niemand am Apparat. Er dreht sich wieder zu seinem wissbegierigen Besucher um.

»Nein, alle Nachforschungen sind im Sand verlaufen. Die Polizei hat den jungen Mann nicht identifiziert. Leider gab es keine Radarfalle in der Gegend. – Aber vielleicht kommen Sie jetzt mal zur Sache.« Landbauer blickt ungeduldig auf die Uhr. Den *Hurenbock* hat er im eigenen Haus lässig überhört.

»Ja, ja ... Wie Sie wissen, bereiten wir das hundertjährige Gründungsfest vor ...« und dann schildert Schatzschneider dem in seinen Augen verkalkten Landbauer die enormen Schwierigkeiten, die mit der Vorbereitung verbunden sind. »Mit entsprechendem Pomp, wenn Sie wissen, was ich meine.« Er grinst schief, als finde er festlichen Pomp ebenso lächerlich wie Krawattenzwang. »Da dachten wir ... also der Chef, Sie wissen schon, Direktor Wannersmehl hat mich

angewie..., nein, ermächtigt« - er verbessert sich, um vom Verdacht der Unterwürfigkeit abzulenken - »Ihnen auszurichten, dass wir so etwas wie ... überzeugende Würde brauchen, einen stattlichen Vertreter der Altherrenkultur« - wieder ein verschmitztes Lachen - »mit Festansprache für die Eltern, die sittsamen Mäzene, unsere Brötchengeber, die den Laden mit ihren großartigen Spenden in Schwung halten. Und die Eltern der Schüler werden natürlich miteingeladen auch die Frau des Regierungspräsidenten, obwohl jeder weiß, aus welchem Hühnerstall er die gelockt hat.« - Landbauer beispielsweise weiß es nicht. - »Also Ihr Name, Herr Kollege, fiel bei der Beratung des Vorbereitungsausschusses sofort, Sie wurden allseitig gerühmt. Ich schließe mich dem gern an, obwohl ich Sie bisher nicht gekannt habe. Was soll ich auch sonst dazu sagen. Ist schließlich ein altsprachliches Gymnasium. Und ich habe um alte Sprachen einen Riesenbogen gemacht. Habe mich an Naturwissenschaften gehalten. Aber Sie sind natürlich in den Augen älterer Semester ein erprobter Studienrat, trotz Arbeitsunfall und jetzt so ein zeitweiliger Ruhestand. Ich glaube, Latein und Griechisch sind Ihre Spezialität. Geschenkt, sag ich nur. Wo zum Kuckuck findet man heute noch so was im praktischen Alltag?« - Er keucht ein kindisches Kichern. - »Das ist gewissermaßen meine Kernbotschaft, my key note, Mister Landbauer.«

Schatzschneider schüttelt sich vor Heiterkeit über die eigene Schnodderigkeit und steht inzwischen aufrecht in der Küche, einen Stuhl hat der Hausherr nicht angeboten, die Hand hat aufgehört zu kreisen, und stattdessen kreist der Blick rundum. »Hübsch haben Sie's hier«, sagt er anerkennend und schaut durch das Fenster ins Grüne. Bestimmt trägt er während des Unterrichts seine Baseballkappe verkehrt herum, um sich bei der Klasse einzuschleimen, denkt Lothar missgünstig, und in der

Freizeit krempelt er die Ärmel hoch und hält sie mit Gummibändern. Sieht aus wie ein Kassierer hinterm Bankschalter. Seine Abneigung gegen den Besucher steigt noch einige Pegelstriche höher.

»Ach, Sie betreiben Recherche ... Sieht nach Arbeit aus.« Mitfühlend blickt Schatzschneider auf das Buch, das vor dem surrenden Computer auf dem Schreibtisch liegt. die geöffnete Seite nach unten. »Catull«, liest er anerkennend. Seiner Miene ist nicht anzumerken, ob er den Namen jemals gehört hat.

»Interessant«, heuchelt er, während er das Buch auf dem Tisch hin und her schiebt. Doch dann erklärt er dem Hausherrn erst einmal, für wie total überflüssig er einige Lehrfächer auf dem Schiller-Gymnasium hält, die immer noch nicht zerstampft und in die Tonne getreten seien, bei Latein ... das sei zwar auch völlig verstaubt, das wolle er mal außen vor lassen, mit Rücksicht auf den verehrten Festredner. Der IT-Spezialist nickt betont spöttisch und bewegt die Hand im Kreis, als hätte er im Ellbogen ein Drehmoment eingebaut. Oder er leidet an frühem Parkinson. Oder er möchte Lothars Aufmerksamkeit von seinem schauderhaften Namen ablenken, der sich von Zuhörern leicht verdrehen lässt. *Schlattscheidner* zum Beispiel, oder *Schmatzscheider* oder *Kratzeimer*. Der Besucher hustelt sich, um sich beim verträumt da stehenden Hausherrn bemerkbar zu machen. »Blühende Orchideenfächer wie Kunstgeschichte, klassische Musik, Religionsunterricht, Zivilkunde oder so etwas ...«, fährt er fort und schüttelt sich vor Abscheu, »... so etwas Idiotisches wie Altgriechisch! In der Philologenzeitung habe ich gestern zufällig gelesen, dass es in ganz Deutschland Gott sei Dank nur noch fünf- oder sechstausend derartige Schüler gibt, die unbedingt den Homer im Urtext lesen wollen. Wenn Sie mich fragen: Das sind Verblendete und Fehlgeleitete, denen die Eltern einreden, mit ein paar Griechischbrocken gehörten sie zur Bildungselite. Ja, und im Übri ... im Übri ...« ... Er spricht

immer langsamer, als hätte er den Text vergessen, und um die peinliche Stille zu überbrücken, räuspert er sich und macht eine verächtliche Handbewegung, die aber auch alles Mögliche bedeuten mag, und seine krächzende Stimme schwankt plötzlich, als bekomme er keine Luft oder als treibe ein Windstoß eine Flamme vor sich her, während Lothar eisern schweigt und den Unsinn an sich abtropfen lässt.

Auf Englisch, die Verkehrssprache im Silicon Valley, lässt Herr Schatzschneider, der wieder mit hastigem Wortgeschiebe einsetzt, als müsse er Versäumtes nachholen, auf moderne Idiome lässt er natürlich nichts kommen und gleichzeitig steckt er sich mit Fingern, die senffarben sind vom Kettenrauchen, eine Zigarette an, die irgendwie kränklich aussieht. Den Hausherrn großartig um Erlaubnis zu bitten, fällt dem Lümmel nicht ein.

Aber bereits bei Französisch kämen ihm Bedenken, schiebt er gleich nach. Französischkenntnisse seien von zweifelhaften Anlagewert, wenn man den wirtschaftlichen Niedergang des ganzen Landes bedenke, trotz Glanz und Gloria und dem ständigen Napoleonkult. Die Sprache sei total überflüssig, sie zu lernen eine irre Vergeudung von Gehirnschmalz. Nur naturwissenschaftliche Fächer finden Gnade bei Herrn Schatzschneider. »Physik, Chemie, Mathematik ebnen unseren jugendlichen Scheißern den Weg steil nach oben, nach Amerika oder Japan, demnächst nach Schanghai oder Peking. Aber Altgriechisch! Wenn ich das Wort nur höre, bekomme ich regelrecht Schüttelfrost.«

»Latein ist die ideale Sprache, um zu verstehen, wie Sprache überhaupt funktioniert«, wirft Lothar dazwischen, weil ihm allmählich der Kragen platzt bei so viel Anmaßung. Ein *Nerd* ist das, ein Lautsprecher mit sozialen Defiziten. So schätzt er diesen Menschen inzwischen ein. *Es ist nicht so kompliziert wie Griechisch, Deutsch oder Französisch, aber differenziert genug, um die Funktionen einer Sprache klar darzustellen. Wer anständig Latein gelernt hat - es braucht*

nicht das große Lateinum zu sein - spart eine Menge Zeit beim Erlernen weiterer Sprachen. Und er wird ganz automatisch ein viel besseres Deutsch schreiben und sprechen. So ist Latein lernen eine durchaus effiziente Zeitinvestition.

Nein, laut gesagt hat der Hausherr es nicht. Nur gedacht hat er es und wirft, während Schatzschneider poltert, einen sehnsüchtigen Blick durchs Fenster auf den Saum der Rathausdachs, den gezackten Dachfirst und die blechverkleideten Grate. Wie ein Reißverschluss sieht es aus, als sollten Erde und Himmel miteinander verbunden werden. Und dann schaut er hinüber zum mächtigen Schirm der Zeder, eine Rarität im bescheidenen Landstrich der Eifel. Der Kirchturm, hässlich wie ein neugotischer Bleistift, auch den sieht er oben auf dem Hügel, weil das Haus, in dem er wohnt, in einer flachen Talsenke liegt. In der Nähe murmelt ein schwatzhafter Bach, wie es sich für das Idyll gehört. Nur der rot an der Unterseite bemalte Wasserturm, der anfliegende Sportmaschinen warnt, verdirbt das friedliche Bild.

Auf dem Kirschholztisch in der Küche stehen fünf Einweckgläser. Während Schatzschneider weiter redet, versinkt Landbauer in Betrachtung. Bernstein golden schimmern sie im Tageslicht. Frau Werner, die Witwe des Briefträgers, hat sie ihm gebracht, eine Frau mit sanfter Stimme. An ihrem Handgelenk schlenkern dünne Silberreifen, und unter das graue Haar hat die Friseurin eine Strähne Rotblond gemischt. Trotz ihrer sanften Stimme ist sie besitzergreifend zum Kirschholztisch geschritten und hat mit zupackenden Bewegungen die Gläser vor ihn hingestellt. Dann hat sie mit schmalen Lächeln die Hände aufgestützt, als warte sie auf Lothars Weisung. Ein Winken vielleicht, ein Griff zur Stirn, ein Händeschütteln zum Abschied oder ein Dankeschön, vielleicht lädt er sie ein, bald wiederzukommen. Der ausgemusterte Junggeselle ist eine gute Partie. Er verharrt in Schweigen und senkt die Augen

auf die bernsteinfarbenen Gläser. Die Frau, die ihn maliziös anlächelt, ist ihm lästig. Sie verwirrt seine Konzentration. Ihr Mann, der in Waldmären sehr beliebte Briefträger Werner, hat sich vor zwei Jahren in den Tod getrunken. Eines Mittags, als er aus der Kneipe kommt, stürzt er bloß fünf Schritt vor dem Ausgang zu Boden und haucht den letzten Atem aus. Lothar hat die schreckliche Geschichte im Zeitungsladen gehört. Nun stehen die Marmeladengläser fast unberührt auf dem Tisch. Nur an einem hat Lothar den Gummiring gelockert. Die ins Vakuum zischende Luft hat geschmatzt, als mache sie sich über den Frühpensionär her. Bisher hat er nur einen Teelöffel voll gekostet. Die Marmelade ist etwas überzuckert und etwas wässrig, doch zweifellos schmackhaft. Nach und nach wird er sie verstreichen. Ob die Witwe eine bernsteinfarbene Aprikosenschlinge nach ihm auszuwerfen versucht?

»Und was wäre das Thema?« fragt er zerstreut.

»Nur Erbauliches, Herr Landbauer, nur Erbauliches. Es ist ja ein Doppeljubiläum: Gründungstag der Schule und Schillers Geburt. Das lässt sich doch feiern mit ein bisschen Retrospektive. Aber den Blick in die IT-Technik bitte vermeiden. Das ist meine *Domain*.« Er hat das Wort englisch ausgesprochen und ist davon gestürmt, als sei der Teufel hinter ihm her.

Am nächsten Tag ist Lothar frühmorgens aufgestanden. Unruhe, die ihm nachts Gott sei Dank erspart geblieben ist (er hat traumlos geschlafen, was ein seltenes Geschenk des Himmels geworden ist), treibt ihn aus dem zerwühlten Bett. Hastig frühstückt er, lässt den Catull auf dem Tisch liegen und auch den Rechner öffnet er nicht, kann auf die Neuigkeiten des Internets verzichten. Er tritt vors Haus, nimmt die *Volksstimme* aus dem Briefkasten, legt sie ungelesen auf einem herumstehenden Gartenstuhl ab und wandert den Hügel hinauf, fort vom Dorf, in die entgegengesetzte Himmelsrichtung, kommt am alten Friedhof vorbei, hinter dessen Bruchsteinmauer das dunkle Grün der Zypressen emporlodert, und staunt den Himmel an, der sich über ihm wölbt, so selbstbewusst, so unverwechselbar, als währte er ewig in seiner blauen Tiefe, auch noch, wenn eines Tages die Spur der Menschen vom Erdboden getilgt sein würde. Das Kaleidoskop, das er nicht gekauft hat, dreht sich vor seinen Augen, wirft immer neue Netze über ihn, fängt ihn in bunten Schlingpflanzen, versetzt ihn mit seiner Vielfalt in Erschrecken und treibt die steifen Morgenbeine zur Eile an. Der Wanderer ist akademisch ausgezeichnet. Die von zart in Büttenpapier eingepprägtem Vergissmeinnicht umrankte Ehrenurkunde hängt im Wohnzimmer an der Wand und weist ihn als Dr. Lothar Landbauer aus.

Auf halber Höhe begegnet er einem anderen Spaziergänger. Er kommt Lothar entgegen, nickt ihm freundlich zu, murmelt den Namen, der Lothar unbekannt ist. Es hat wie Carow

geklungen, Manuel Carow. Der zeitweilig in den Ruhestand Versetzte murmelt zurück und grübelt im Weiterwandern, wer zum Kuckuck ist das gewesen? Mit seinem molligen Mund, das seinem Gegenüber ein Lächeln abnötigen möchte, und auf dem Nasenhöcker eine zu groß geratene Hornbrille muss es der grüne oder rote Bürgermeister des Dorfes sein. Lothar hat ihn noch nicht kennengelernt. Doch der Name fällt ihm ein, den hat er von Frau Werner gehört, als sie ihm die Marmelade gebracht hat.

Unverhofft hält er an und steht in sonderbarer Versunkenheit da, als sei er bis ans Ende aller Tage oben auf dem Hügel verwurzelt, von wo aus er an klaren Tagen bis nach Daun blicken kann. Aber nicht die Berge und Täler sieht er, sondern Zenas Gesicht, das der traumlose Schlaf ihm vorenthalten hat. Ganz deutlich erkennt er sie jetzt, und ihm fällt schwer aufs Herz ein, mit welcher Unbesonnenheit er ihr damals versichert hat, dass er ihre Schönheit, die Tiefe ihrer Seele bewundert und nie mehr vergessen wird. Dabei überfliegt ihn ein Schatten von Scham, weil er seit Jahren nicht mehr an sie gedacht, sie vergessen und ausgelöscht hat, begraben unter hundert Geschäftigkeiten, deren Ertrag längst zerronnen ist. Und wenn er sich manchmal doch noch an sie erinnert hat, ist sie ihm so fern und unwirklich erschienen, als habe er ihr nicht einmal während einer Kinovorstellung den Arm um die Schulter gelegt, ja ihr nicht einmal zur Begrüßung die Hand geschüttelt.

Aber ihre Hände sieht er jetzt auf einmal, und ihre hellhäutigen Arme, ihre Beine unter dem Kleidersaum. Er stellt sich die entblößten Schultern vor, ihr fließendes Haar und ihre Bewegungen. Wenn sie mit ihm ins Kino gegangen wäre, hätte er bestimmt versucht, sie zu küssen, und sie hätte ihn gewähren lassen. Oder hätte sie ihn abgewehrt, damit er sich nicht einbildet, er hätte von jetzt an einen Anspruch darauf, sie zu umarmen? Er weiß es nicht. Oder ist er nicht tatsächlich einmal mit ihr ins *Metropol* gegangen?

Da ist dieser italienische Liebesfilm gelaufen, und die Leute haben feuchte Augen gehabt, als sie nach der Vorführung herauskamen. Auch daran kann er sich nicht mehr deutlich erinnern.

Aber wenn es rein gar nichts gäbe, das damals seine Begeisterung entfacht und seine Fantasie angefeuert hat, sind es Zenas Augen gewesen, die stillen und doch sprechenden Augen, die zu fragen scheinen und zugleich Antwort geben auf Fragen, die er nicht stellt. Ihre Augen reden unhörbar, sie belehren nicht, sie leuchten, als sagten sie selbst erdachte Gedichte auf. Sie verweisen auf noch nicht Geschehenes, auf Erhofftes, auch auf Befürchtetes, auf das Kommende, das Unausweichliche, das man fassen muss *mit Herz und Hand*, wie sie einmal gesagt hat. Manchmal bewegen sich ihre Blicke im Takt ihrer Weiblichkeit, eine Körperdrehung, ein Griff hinauf in ein Buchregal, das Öffnen der Ladenkasse, deren Schublade mit einem Klingelton herausfährt, alles ist von Blicken begleitet, die nie das Gleichgewicht verlieren, nie abirren, immer auf den Gegenstand gerichtet sind, der das Ziel der Bewegung bildet. An einem Morgen, als er unternehmungslustig den Laden betritt, sieht er sie in einem Seidenkleid hinter der Kasse stehen. Sie müht sich mit beiden Händen, es an der Hüfte glatt zu ziehen und die Schnalle eines schmalen Stoffgürtels zu schließen. Das Kleid hat ihr nicht gehört. Ihre Mutter, der Lothar nie begegnet ist, hat es im Schrank hängen lassen, als sie von der Familie fortgegangen ist. Angeblich hat sie es aus einem Modegeschäft an der *Euskadi Plaza* in Bilbao oder einer Boutique in Barcelona mitgebracht (Lothar hat solche belanglosen Einzelheiten längst vergessen). Doch er erinnert sich, die Seide hat geleuchtet in einem unverfälschten Türkis, das es nirgendwo in München zu kaufen gibt. Nur eben in solch einem südlichen Land. Und bis zu den Füßen ist es gegangen, kein Alltagskleid, sondern eine Robe für die Oper, die Zenas zarte Fesseln bedeckt. Sogar die Fingernägel hat sie sich

ausnahmsweise in Türkis lackiert. Nur der Lippenstift leuchtet matt rot.

Zena hat das knöchellange Festgewand der Mutter an dem Morgen nur ihrem Freund zu Gefallen angezogen, weil sie sonst nichts Weggelegtes tragen möchte und ein Opernkleid nicht für die Kasse des Buchladens taugt. Doch trotz des Prachtkleids ist sie stumm geblieben, hat nichts Kluges zu sagen gewusst, sie hat nur zugehört, als er sie an dem Morgen wie eine Intelligenzbestie belehrt hat. Sie hat nur die Arme vor der Brust verschränkt, die Füße eng beieinander, und hat so getan, als hörte sie seinem Blödsinn aufmerksam zu. Jahrelang ist Lothar seitdem alles falsch vorgekommen, was damals passiert ist, die Erinnerung an ihre Stummheit, die Farben des Kleides und die verschränkten Arme, wie er seine Freundin nur dieses eine Mal im Seidenkleid der verschwundenen Frau Truckbroth hinter der Kasse angetroffen hat.

Hinzu kommt die Zeitverschiebung. Denn als er ins Haus zurückkehrt, den Bildschirm öffnet und das Passfoto sieht, das Zena ihm gemailt hat, vor fünfundzwanzig Jahren aufgenommen, das er aber nicht in der Hand hält, nicht auf die Rückseite drehen und den gezackten Rand betasten kann, sondern das sie ihm elektronisch als Beigabe geschickt hat, nimmt er eine junge Frau wahr, ein Augenpaar, das so hell, so leuchtend nicht mehr existiert, oder vielmehr existiert es nur noch in der Form, die er ihm zu geben wünscht, nicht einmal mit einem klaren Wunsch, sondern mit einem diffusen, mit einem unterschwelligem Verlangen, die Zeit möge still gestanden haben, oder sei sogar fünfundzwanzig Jahre rückwärts gelaufen, wie in einem Film, wo man an einer bestimmten Stelle die Spule anhält, bis hierhin und nicht weiter, und dann das Frauenporträt mit dem vergleicht, das man damals tatsächlich gesehen hat.

Ihre melancholischen, doch keineswegs furchtsamen, sondern selbstgewissen Augen beweisen allerdings, wie wenige Menschen über einen sechsten Sinn verfügen. Denn zur selben Stunde, als sie im Foto-Atelier des Herrn Cognato in die Linse der Rolleiflex-Kamera blickt, Lothar, der sie begleitet, ein zerstreutes Lächeln schenkt und sich der Gewissheit erfreut, dass sich nichts zwischen ihr Gesicht und die Fotoplatte drängt und kein Staubkorn ihr Gesicht, ihre Augen, Augenbrauen und Lippen verschatten kann, zur selben Stunde, als in Lothars Nase, der im Hintergrund des Ateliers wartet, ein milder Geruch von Möbelpolitur oder geschmolzenem Wachs dringt, beschließt Herr Truckbroth, in ein paar Wochen nach Abano Terme in Kur zu fahren, seiner zunehmenden Gicht in den Beinen wegen, und bucht im Internet ein Hotel, zwei Entscheidungen, die sich als verhängnisvoll erweisen werden. Niemand ahnt, dass er auf dieser Reise bei einer Massenkarambolage in einem Autobahntunnel bei Mailand in seinem brennenden Volvo qualvoll ersticken wird. Auf Umwegen hat Lothar später von der Tragödie erfahren, vielleicht aus der *Trierer Volksstimme*, weil er München seit langem verlassen hat.

Zu spät wird der Notarzt sich durch Qualm und Blechtrümmer bis zu Herrn Truckbroths Auto vorkämpfen. Als man zwei Tage darauf im Büro eines gewissen Commissario Bernini die verkohlten Personalpapiere sichtet, wird man feststellen, dass es sich bei dem Toten um einen Buchhändler aus München handelt. Neben ihm auf dem Beifahrersitz eine unbekannte Italienerin, die er anscheinend unterwegs als Tramperin aufgegebelt hat. Und wenn Lothar jetzt Zenas Foto noch einmal genauer betrachtet, schimmert dann nicht in ihrem Blick eine Art Vorahnung, dass sie, die auf rätselhafte Weise bereits die Mutter verloren hat, in nicht allzu ferner Zukunft auch vom Tod ihres Vaters erfahren wird?

Während Zenas Passfoto zurückkehrt und Lothar vom Bildschirm in die Augen sieht, fühlt dieser sich nicht

angeschaut, sondern durchschaut, als habe sie schon damals in seinem Gesicht einen Zug entdeckt, der ihm selbst verborgen geblieben ist, obwohl er sich täglich beim Rasieren im Spiegel betrachtet. Offenbar kann sie Dinge sehen, die anderen Menschen verborgen bleiben, eine Begabung, die sie von den baskischen Vorfahren geerbt hat. Lothar denkt an den Tag zurück, als er sie zum ersten Mal im Alabaster gesehen hat. Ein Studienkollege hatte ihm den Laden empfohlen. »Eher ein verwahrloster Schuppen«, hatte er gesagt. »Man kann leicht dran vorbei gehen, ohne ihn zu sehen. Aber da huldigt man nicht nur E-books und Hochglanz-Bestsellern, sondern hat Ehrfurcht vor alten Schinken, die nach Sauerkraut und Maggi riechen.« Und richtig, das erste, das ihm aufgefallen war, als er die Buchhandlung betreten hatte, waren die durchhängenden Stellagen gewesen, die sich unter dem Gewicht alter Zeitschriften bogen, *Spiegel*-Ausgaben noch mit der Story von Adenauers Tod und sogar eine arabische Ausgabe von *Al-Ahram*, gedruckt am Tag nach der Ermordung Sadats und natürlich nach dem Anschlag auf JFK in Dallas. Auch eine Ausgabe des *Figaro* über die Ausstellung des berühmten Sputnik auf einem Industriesalon in Paris. »Auf Morde, Todesfälle, Katastrophen scheint der Buchhändler spezialisiert zu sein«, hatte der Bekannte gesagt.

Schon damals, als Lothar den sogenannten Schuppen zum ersten Mal betritt, ist die junge Frau ihm irgendwie entrückt erschienen. Zwischen Regalen hat sie gestanden, ein schmales Buch in der Hand, in dem sie zu lesen scheint, dem Format nach vermutlich eine Novelle oder eine Gedichtssammlung. Als sie den Unbekannten, einen neuen Kunden, bemerkt und das Büchlein senkt, lässt sie einen Finger als Lesezeichen zwischen den Seiten stecken, tritt hinter die Kasse, tut geschäftig, sie blickt ihn unbeteiligt an, nicht zuvorkommend, nicht abweisend. Er stellt fest, ihre